

Katherine Rundell

**WARUM DIE GIRAFFE
NICHT
IN OHNMACHT
FÄLLT**

UND ANDERE KURIOSITÄTEN
AUS DEM TIERREICH

Aus dem Englischen von
Tobias Rothenbücher

Mit farbigen Illustrationen von
Talya Baldwin

Diogenes

Die Originalausgabe erschien 2022 bei Faber & Faber, London, unter dem Titel ›The Golden Mole and Other Living Treasure‹

Copyright © 2022 Katherine Rundell

Illustrationen: Copyright © 2022 Talya Baldwin

Covermotiv: Illustration von Talya Baldwin

Copyright © Talya Baldwin

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2024 unterstützt

Der Übersetzer dankt dem Europäischen
Übersetzer-Kollegium in Straelen für die Gelegenheit zur
konzentrierten Arbeit an diesem Buch.

Alle deutschen Rechte vorbehalten

Copyright © 2023

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

120/23/852/1

ISBN 978 3 257 07264 8

*Für meinen Onkel Chris, der mir eine Menge über
die Welt der Lebewesen beigebracht hat.*

Der Welt wird es nie an Erstaunlichem
mangeln, sondern nur am Staunen.

G.K. Chesterton

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung 11

Der Wombat 17

Der Grönlandhai 23

Die Giraffe 31

Der Mauersegler 38

Der Lemur 44

Der Einsiedlerkrebs 51

Die Robbe 58

Der Bär 66

Der Narwal 77

Die Krähe 84

Der Hase 90

Der Wolf	99
Der Igel	109
Der Elefant	114
Das Seepferdchen	125
Der Pangolin	131
Der Storch	139
Die Spinne	146
Die Fledermaus	156
Der Thunfisch	164
Der Goldmull	173
Der Mensch	180
 Hinweis der Autorin	 187
Danksagung	189
Weiterführende Literatur	191
Zitatnachweis	201



EINLEITUNG

Ein Mauersegler fliegt im Laufe seines Lebens etwa zwei Millionen Kilometer; das entspricht der Strecke zum Mond, zweimal hin und zurück, und dann noch einmal zum Mond. Mindestens zehn Monate des Jahres fliegt er ohne Pause. Von Wolken umspült und im Flug schlafend muss er überhaupt nicht landen.

Der nordamerikanische Waldfrosch übersteht den Winter, indem er sich vollständig gefrieren lässt. Sein Herz schlägt langsamer, dann steht es still: Das Wasser, das seine Organe umgibt, wird zu Eis. Mit Beginn des Frühlings taut er wieder auf, und das Herz setzt sich von selbst wieder in Gang. Wir verstehen noch immer nicht, woher es weiß, dass es erneut schlagen soll.

Im Meer pfeifen Delfine für ihre Jungen im Mutterleib; schon Monate vor der Geburt und zwei Wochen danach singt das Weibchen immer wieder dasselbe Erkennungszeichen. In dieser Zeit sind die anderen Delfine leiser als gewöhnlich, um das ungeborene Kalb nicht zu verwirren, damit es den Ruf der Mutter erkennen lernt.

Solche Dinge – ewiger Flug, sich selbst reanimierende Herzen, ungeborene Babys, die einen Namen lernen – klingen wie Märchen, die wir Kindern erzählen. Tatsächlich aber ist die Realität so verblüffend, dass unsere Fähigkeit zu

staunen, so groß sie auch sein mag, gerade eben den Rand der Wahrheit streift.

In diesem Buch geht es um Momente, in denen Lebewesen unseren Weg kreuzten, Momente der Freude, aber auch der Erschütterung, Augenblicke des Glücks, der Erhabenheit und der Dummheit. Es sind Begegnungen, die uns den Spiegel vorhalten und in denen wir uns verzückt und aus der Fassung gebracht sehen – von unserer seltsamsten Seite. So zahlreich sind die Berichte solcher Zusammentreffen, dass sie viele Tausend Bücher füllen könnten: etwa die Geschichte vom heiligen Cuthbert, einem auf der Insel Lindisfarne lebenden Mönch aus dem 7. Jahrhundert, von dem es heißt, er habe Seeotter zur Hilfe gerufen, die seine Füße mit ihrem Atem wärmten und ihn mit ihrem Fell trockneten, als er nass aus dem Meer kam. Von der schönen jungen Frau, die zu Alexandre Dumas sagte, sie teile gern mit ihm das Bett, aber nur, wenn er ihr zuerst eine Manguste und einen Ameisenbären schenke. Von dem blinden Bauern aus Suriname, der ein junges Wasserschwein rettete und es zu seinem sehenden Helfer machte. Es stand im *Guinnessbuch der Rekorde*: Geführt von einer Art Riesenmeerschwein trat ein Mann mutig hinaus ins Dunkel der Welt und wurde nach Hause gebracht.

Es ist nicht überliefert, ob Dumas seinen Teil der Abmachung erfüllen konnte – aber es ist unwahrscheinlich. Die Manguste hätte man im Paris des 19. Jahrhunderts noch recht einfach auftreiben können, beim Ameisenbären jedoch standen die Chancen sehr viel schlechter. Gar nicht schwer zu begreifen ist allerdings, warum die junge Frau die elegante Ratten-Katze und das wurmzüngige Säugetier

überhaupt haben wollte: Seit jeher verspüren wir ein großes Verlangen nach den anderen Lebewesen, mit denen wir die Welt teilen.

Dieses Buch ist außerdem eine lange Liste all der Mutmaßungen und Missverständnisse – der schillernden Irrtümer, auf denen unser akribisch gesammeltes Wissen fußt. Ein Beispiel: Weil wir Biber einst in der Annahme gejagt haben, ihre Hoden seien ein Aphrodisiakum, ein köstliches noch dazu, glaubten wir jahrhundertlang, das Tier beiße sich auf der Flucht die eigenen Genitalien ab, um seinen Verfolgern zuvorzukommen. »[Er] wirft sie ihnen so hin«, behauptet ein um das Jahr 200 n. Chr. entstandener Text aus dem alten Rom, »wie ein kluger Mann, der unter Räuber gefallen ist, das, was er bei sich führt, zu seiner Rettung niederlegt und dies als ein Lösegeld hingibt.« Daher fanden sich überall in den mittelalterlichen Bestiarien Bilder von grimmigen Bibern, die sich mit ihren Schneidezähnen selbst kastrierten. Auf ähnliche Weise führte die mittelalterliche Überzeugung, Strauße könnten Eisen verdauen, dazu, dass in arabischen und europäischen Handschriften immer wieder Zeichnungen dieses Vogels auftauchten, in denen er ein Hufeisen oder ein Schwert in seinem hungrigen Schnabel hält. Die Theorie wurde von dem großen Naturforscher al-Dschāhiz überprüft, der im 9. Jahrhundert im heutigen Irak lebte. Er berichtet, der Strauß verspeise bereitwillig glühende Metallstücke, habe sich beim Verschlingen einer Schere aber von innen aufgeschlitzt. Auch glaubten wir einst, Strauße wären in der Lage, ihre Eier allein dadurch auszubrüten, dass sie sie unbeirrbar und intensiv anstarren.

Diese alten Irrtümer sind so fantastisch wie fantasie-

voll und verraten viel über die Hoffnungen und Sorgen der Menschen: über unsere Ängste, unsere Sehnsucht nach einer gesünderen Verdauung und sexueller Leistungsfähigkeit, unsere Suche nach Zaubermitteln gegen unsere allzu menschlichen Probleme. Und es gibt keinen Grund zu der Annahme, dass wir heute nicht genauso viel falsch verstehen wie jede Generation bisher. Diese Erkenntnis sollten wir verinnerlichen, von ganzem Herzen. Unser Wissen, so immens es auch sein mag, erfasst nur einen unendlich kleinen Bruchteil des Lebens auf der Erde. Noch immer gibt es so viel zu erfahren über den Boden unter unseren Füßen und über das, was daraus entsteht. Doch unser Verlangen, den wilden Wesen der Welt nahezukommen, hat ihnen häufig wenig Gutes gebracht. Jedes Tier in diesem Buch gilt als gefährdet, oder es hat Verwandte, die gefährdet sind – weil es heute fast kein Geschöpf mehr gibt, für das dies nicht gilt. Vor allem der globale Westen hat zur Zerstörung der weltweiten Ökosysteme beigetragen; doch die Auswirkungen werden für die ganze Erde spürbar sein. Die Zeit wird knapp.

Dieses Buch übernimmt die Rolle eines Zirkusdirektors mit Zylinder, Peitsche und angemaltem Schnurrbart. Er selbst ist nicht sonderlich bemerkenswert, aber seine Aufgabe besteht darin, uns das Bemerkenswerte zu zeigen und zu sagen: Liebe Freunde, schaut, was es hier zu sehen gibt – schaut hin! Findet ihr nicht auch, es verdient Staunen und Liebe? Denn Liebe, mit Aufmerksamkeit verbunden, wird in den kommenden Jahren dringend gebraucht.



DER WOMBAT

Der Wombat«, schrieb Dante Gabriel Rossetti 1869, »ist ein Glück, ein Triumph, eine Freude, eine Verücktheit!« Zu seinem Haus am Cheyne Walk Nummer 16 in Chelsea gehörte ein großer Garten, in dem der Maler, kurz nachdem er Witwer geworden war, wilde Tiere zu halten begann. Unter anderem erwarb er Wallabys, Kängurus, einen Waschbären und ein Zebu. Er spielte mit dem Gedanken, sich einen Afrikanischen Elefanten anzuschaffen, kam aber zu dem Schluss, der Preis von 400 Pfund sei unverhältnismäßig hoch. Er kaufte einen Tukan, dem er, wie man munkelte, beibrachte, auf einem Lama zu reiten.

Doch was er über alles liebte, waren Wombats.

Er besaß zwei, einen namens Top, benannt nach William Morris, der aufgrund seines dichten Lockenkopfs den Spitznamen »Topsy« trug. Im September 1869 schrieb Rossetti in einem Brief, der Wombat habe es geschafft, John Ruskin bei einem scheinbar ununterbrechbaren Monolog zu unterbrechen, indem er seine Nase zwischen Weste und Jackett des Kunstkritikers geschoben habe. Rossetti zeichnete die Wombats mehrfach: Eine Skizze zeigt seine Geliebte – William Morris' Ehefrau



Jane –, wie sie einen an der Leine führt. Sowohl Jane als auch der Wombat wirken ungehalten. Beide tragen einen Heiligenschein.

Rossettis Zuneigung ist nicht schwer zu verstehen. Wombats haben eine trügerische Erscheinung; sie sind schneller, als sie aussehen, mutiger, als sie aussehen, und zäher, als sie aussehen. Sie haben ein niedliches Gesicht und eine rundliche Form. Die erste überlieferte Beschreibung eines Wombats stammt von dem Siedler John Price, der 1798 New South Wales besuchte. Price schrieb, es handele sich um »ein Tier von etwa zwanzig Zoll Höhe mit kurzen Beinen und einem dicken Körper mit einem breiten Kopf, runden Ohren und sehr kleinen Augen; es ist sehr feist und ähnelt in seiner Gestalt einem Dachs.« Seine Worte legen nahe, dass Price mit Dachsen wohl nur mäßig vertraut war. Tatsächlich sehen Wombats aus wie ein Zwischending aus einem Wasserschwein, einem Koala und einem Bärenjungen. Und wenngleich das Fell der meisten unauffällig braun ist, tragen manche Südlichen Haarnasenwombats eine genetische Mutation in sich, die ihnen eine goldene Farbe verleiht; das satte Blond von Marilyn Monroe.

Obwohl sie nicht gerade stromlinienförmig wirken, können rennende Wombats bis zu 40 Kilometer pro Stunde erreichen und dieses Tempo 90 Sekunden lang halten. Die schnellste dokumentierte Geschwindigkeit eines menschlichen Läufers erreichte Usain Bolt, als er beim Hundertmetersprint im Jahr 2009 auf 44,7 km/h kam, das aber nur für die Dauer von 1,61 Sekunden, was nahelegt, dass Wombats ihm locker davonlaufen könnten. Außerdem sind sie in der Lage, einen erwachsenen Mann zu Fall zu bringen und

können mit ihrem Hinterteil angreifen; so zerquetschen sie Raubtiere mit dem knochenharten Knorpelgewebe ihres Rumpfs an der Wand ihrer Wohnhöhlen. Man hat in den Bauen der Tiere schon die zertrümmerten Schädel von Füchsen gefunden.

Wombatweibchen kümmern sich umsichtig und fürsorglich um ihre Jungen, die jedes Jahr im Frühling geboren werden. Wie bei allen Beuteltieren kommen die winzigen Embryonen nach nur dreißig Tagen im Mutterleib zur Welt und suchen dann für weitere acht Monate Zuflucht im Beutel der Mutter, wo sie sich weiterentwickeln. Wombats tragen ihren Beutel umgekehrt, sodass das Kleine zwischen den Hinterbeinen der Mutter hinausschaut, damit sie graben kann, ohne Schlamm hineinzuschaufeln. Das ist nicht nur eine außerordentliche evolutionäre Anpassung, es wirkt auch, als befände sich die Wombatmutter in einem achtmonatigen Dauerzustand der Niederkunft, was wiederum erklärt, warum sich der Autor von *Pu der Bär* doch für ein Känguru entschieden hat.

Für die frühen australischen Siedler waren Wombats eine Plage. Zwar ergänzte Wombatschinken, neben Kängurusteaks, ihre karge Ernährung, doch die Tiere galten in erster Linie als Gefahr für die Ernte und wurden massenweise abgeschlachtet. (Sie sind leicht aufzuspüren, denn ihr Kot hat eine nahezu perfekte Würfelform.) Ab 1906 galten Wombats im australischen Bundesstaat Victoria als Schädlinge, und 1925 wurde ein Kopfgeld ausgesetzt: Der Skalp eines Wombats brachte zehn Schilling. Diese Prämie war ein Ansporn für Jäger, und es kam vor, dass ein einzelner Grundbesitzer innerhalb eines Jahres eintausend Skalps

eintauschte. Daher ist der Nacktnasenwombat heute nicht mehr sehr weit verbreitet. Durch Überweidung und die Zerstörung ihres natürlichen Lebensraums hat sich die Zahl der Tiere so stark verringert, dass inzwischen alle Wombatarten unter Schutz stehen. Besonders der Nördliche Haarnasenwombat ist vom Aussterben bedroht. Er hat ein geschmeidigeres, weicheres Fell als der Nacktnasenwombat und sieht schlecht, weshalb er sich in der Nacht von seiner seidig zarten Nase zu seiner Nahrung führen lässt. Da sein Lebensraum immer weiter beschnitten wird, ist er heute eines der seltensten Landtiere der Welt. Laut einer Zählung lebten 1982 noch dreißig Exemplare, und nach jüngsten Ergebnissen konnten 251 Tiere der fahrlässigen Naturzerstörung des Menschen entkommen.

Andere Wombats wiederum sind unmittelbar durch menschliche Hand gestorben. Im Jahr 1803 kehrte der berühmte Entdecker Nicolas Baudin von einer Reise nach Neuholland (das heutige Australien) mit einer wahren Arche voller Tiere für Napoleons Frau Joséphine zurück. Es war eine harte Fahrt mit zahlreichen Todesfällen bei Mannschaft und Fracht: Mehr als die Hälfte der Besatzung musste aufgrund von Krankheiten von Bord gehen, zehn Kängurus starben an Unterkühlung, und die Kabine des Botanikers wurde kurzerhand umfunktioniert, um unter Deck Platz für die übrig gebliebenen Tiere zu schaffen. Die kranken Emus bekamen Zucker und Wein und wurden kränker, Baudin selbst spuckte Blut. Zwei Wombats starben, aber ein weiterer konnte Kaiserin Joséphine überreicht werden.

Oft haben Wombats uns Menschen Trost gespendet, wo sonst nur wenig Trost zu finden war. Nach dem Zweiten

Weltkrieg besuchte der Philosoph Theodor Adorno regelmäßig den Zoologischen Garten in Frankfurt. 1965 schrieb er dem Direktor: »Wäre es nicht schön, wenn der Frankfurter Zoo ein Wombat-Pärchen erwerben könnte? Ich kann mich an diese freundlichen und rundlichen Tiere mit viel Identifikation aus meiner Kindheit erinnern und wäre sehr froh, wenn ich sie wiedersehen dürfte.«

Doch geliebt zu werden reicht oft nicht aus. Auch Rossettis Wombats ging es in Gefangenschaft nicht gut. Seine letzte Wombat-Zeichnung zeigt ihn selbst: Ein Taschentuch vor dem Gesicht, beweint er einen toten Wombat. Darunter setzte er diesen traurigen Vierzeiler:

*Nie zog ich einen Wombat groß
Mit winz'gem Aug, hübsch anzuseh'n
Doch kaum war er schön fett, famos
Und schwanzlos, musst' er von uns geh'n!*